mit aufgeschlossener als am Tage. Diese Lungenentzündung war gar nicht so schlimm. Gefährlich wurde sie nur, weil Gesine ihr keinen Widerstand entgegensetzte. Und warum konnte sie das nicht? Ich kenne sie von ihrem ersten Atemzuge an. Sie ist eine zu weiche Natur, sie bedarf der Liebe und Rücksicht. Fragen Sie sich, ob sie beides fand. Ich lege sie Ihnen ans Herz. Sie kann zu neuer Kraft erblühen, wenn . . . Vollenden Sie selbst, mein Freund." Damit ging der Arzt.

„Wenn sie geschont, behütet, geliebt wird," vollendete Jürgen stumm und schritt durch das Silber der Nacht einem neuen Tag entgegen.

Alexander Selkirks Schicksal

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Es war wie ein Schrei gewesen, wie ein wildes, verzweiflungsvolles Aufbegehren und hatte doch in einem Fluch ausgeklungen. Er konnte sich an alles noch genau erinnern. Der Kapitän hatte ihn in Ketten werfen lassen; ein Fußtritt war sein Abschied gewesen. Und dann . . . ?

Eine einsame Felsküste nahm ihn auf, Urwald dahinter; just geschaffen, um einem Wahnsinnigen für seine Tollheiten zu dienen. — Mit einem Hohnwort hatten die Kameraden ihn auf der Insel zurückgelassen. Mochte er mit dem Teufel hier Gefährtschaft halten oder den Wildpapageien Geschichten erzählen. Er, der Meuterer, war ein Korn nur, das man am besten vertilgte. — Mit keuchendem Grimm hatte er sie zurückfahren sehen . . . wortlos . . ahnungslos noch über sein Schicksal . . . Sie würden ja umkehren, würden ihn zurückholen! — Doch weiter und weiter entfernte sich das Boot — und endlich? An den Gaffeln des Seglers da hinten flog die Leinwand hoch — immer ferner verschwammen die Umrisse des Schiffes. Was fragte Kapitän William Dampier danach, ob er seinen auffässigen Oberbootsmann dem Einödstad überlassen hatte?

Tage kamen, ballten sich zu Wochen und Monden. Die kleine Insel durchstreifte er kreuz und quer, doch der Ozean gab keine Möglichkeiten zum Entrinnen. Und es kamen Nächte, da der Verlassene wie ein verscheuchtes Tier vor dem eigenen Schatten flüchtete, ruhelos . . . als ein Ahasvar in Einöde und Wüste. Gab es denn keine Hoffnung? Er fluchte zum Himmel, all seinen ohnmächtigen Haß schrie er in die Einsamkeit, doch nur das Echo im Urwald, das Plappern der Papageien ward ihm zur Antwort.

Da verstummte er.

Ein Jahr verging, das aus einem verhärteten, Mensch und Himmel verachtenden schottischen Matrosen einen Träumer machte. Wo war aller Haß noch, wenn er stumm an der Felsküste stand . . . ein Schiff ersehnend, wenn Heimweh und Mitternachtsqual ihm die Sinne zerpreßten. Schweigend, wie dieses große, erdrückende Schweigen ringsum mußte er sich selbst ertragen. Er war ein „Nichts", die Natur das „All".

Vier Jahre saß Alexander Selkirk auf der einsamen Insel. Weiß wurde sein Haar, stumm sein Hader gegen Schicksal, Mensch und Gott. Es war nicht mehr Stumpfheit in ihm, es war ein wunschloses Ergeben. Einmal würde die Stunde kommen, wo er müde und zerbrochen in sein Felsloch kriechen würde, um zu verenden. Draußen aber würde das Leben weitergehen, die Sonne in urewigem Gleichmaß weiterfluten, das Meer rauschen. — —

Und dann war doch all dieses unter einem Gedanken zerronnen. Weit draußen an der Spitze der Insel, vor den Klippen sah er ein Schiff . . .

Mit dem rissig schartigen Werkzeug, das ihm einst noch die spottenden Kameraden auf den Strand geworfen, schlug er Buschwerk und Aeste zusammen. Ein Feuer loderte, schlug spitze Flammenzungen gen Himmel. Er aber hob die Hände empor . . . betend . . . ihn aus Läuterung zur Schicksalsgemeinschaft „Mensch" zurückzuführen.

Und dann ein Schrei, ein irrer, verzweifelter Schrei; der Schoner da hinten schien nicht Ausschau zu halten „. . . seine Masten verschwammen im Dunst. Doch nein! War nur eine Nebelbank vorgetreten? Er sprang auf, watete bis an die Hüften in die See. „Herrgott, erbarm dich!" —

Am Abend aber lag ein verzweifelt zusammengebrochener Mensch am Strande, schrie und wimmerte. Gab es denn keine Erlösung mehr? War jedes Bitten, jedes Flehen zum Hohn gewordene Narretei? Spielte Fata Morgana ihm lichte, flatternde Bilder, um ihn dann nur noch mehr nieder zu schmettern?

Monde vergingen. Wie ein Irrer tastete er durch seine Kerkerinsel, kaum daß er die mühsam gefangenen Wildziegen fütterte.

Und wieder kam ein Morgen, brachte ein weißes, hochbordiges Schiff, das nahe der Insel seines Weges zog. Alexander Selkirk aber zündete kein Feuer mehr an. Schon vor Wochen hatte er einen Flaggenmast auf der Felsspitze errichtet, das Hemd eines angetriebenen Toten aufgezogen. Nun mochte das Schicksal sprechen, es half ja kein Aufbegehren. Nicht Trotz, Haß und Hohn bewältigten sein Elend, sondern nur die frei waltende Fügung der Allmacht, die er bisher als einen Tand der Narren ausgeschrien.

Er war aufgesprungen. Mit verglasten Augen starrte er übers Meer. Aeffte ihn wieder ein Gespenst, das die Hoffnung ihm vorgaukelte? Nein, doch . . . da!

Das weiße Schiff dort drüben hatte die Segel fallen lassen; ein Boot stieß von ihm ab . . .

Es war ihm Jahre 1709!

Der alte Kapitän Woodes Rogers von der „Great Burne" war selbst ins Boot gestiegen: „Greift aus, Bons! Wollen sehen, wer dort den Lappen auf den Maast gepflanzt!"

Und näher kam das Boot . . .

Der Einsame am Strande konnte die Glieder nicht regen. Er wollte schreien, doch er konnte es nicht; er wollte ans Ufer stürzen, doch kein Schritt entrang sich seiner Starrheit.

Hochaufgerichtet verhielt der alte Kapitän, sah nach dem Eiland hinüber, wo ein langbärtiger Greis stand . . . regungslos . . . den steinernen Felsschroffen gleich, die sich in starrer Leblosigkeit um die Insel zackten.

„Wer seid ihr, Mann?"

Es kam keine Antwort, taumelnd wollte der Fremde zu ihm stürzen, doch er brach zusammen. — — —

Zwei Monate später traf die „Great Burne" in London ein; mit dankbarem Händedruck an Kapitän Rogers stieg ein in sich gekehrter Mann ans Land. Alexander Selkirk war in die Heimat gelangt. — — —

Nach Jahren kam ein Abend, da der greise, einstige Oberbootsmann in einer niederen, eichgetäfelten Schenke Londons saß. Stumm starrte er vor sich hin, mied die Fremden, die am Nachbartisch sich laut unterhielten. Ein abgegriffenes Heft lag vor ihm . . . wirr und kraus enthielten die gelben Seiten seine Erinnerungen. Und immer wieder griff er danach, als könne er sich noch immer nicht losreißen von der viereinhalbjährigen Einsamkeit inmitten des Ozeans, als kette die Insel seine Seele noch immer mit stählernen Klammern.

Nebenan, wo unter etlichen Matrosen ein stattlich breiter Mann saß, rückte man mit den Stühlen; es war dort stiller geworden, und ein Maat wies heimlich mit dem Daumen zu ihm: „Der dort ists! Teufel, ich möcht' in seiner Haut nicht spaziert sein!" Und mit leiser Stimme erzählte er von des Schottländers Schicksal. — Der Fremde am Tisch hatte wortlos zugehört, dann ging er mit großen Schritten zu dem Vereinsamten hinüber; fragte. Und Alexander Selkirk begann mit tonloser Stimme zu sprechen; wie aus weiter, weiter Ferne klang das — unbewußt — in eigener Seele suchend.

Der Fremde unterbrach ihn nicht. Spät abends nahm er ihn mit sich in sein kleines, altertümliches Haus am Eck. „Daniel de Foe" stand schwarz in die braune Innentür der Wohnung eingekerbt.

Alexander Selkirk blieb Wochen bei ihm, fand endlich durch seine Hilfe ein ruhiges Brot. Aus seiner Erzählung aber und aus den vergilbten Erinnerungsblättern schrieb sein Gastgeber Daniel de Foe das berühmteste und schier unsterbliche Buch: „Robinson Crusoe".

Katze und Maus

Skizze von Kurt Münzer.

In dem nie betretenen Keller eines großen, schönen Hauses lebte ungestört, in Wohlstand und Freude ein großes Mäusevolk. Es vermehrte sich zusehends und gedieh üppig, denn in den Wohnungen der reichen Leute über ihm gab es schwelgerisch gefüllte Kammern und Schränke. Und so viel an Wurst und Speck, Mehl und Hülsenfrüchten, Zucker und Rauchfleisch hing und lag und stand da, daß es immer unbemerkt blieb, wenn ein Trupp lüsterner Mäuse da eindrang und Beute machte. Kein Mensch vermutete in dem abgelegenen Kellerloch das plünderische Geschlecht der kleinen Feinde, die also in fettem Frieden leben konnten. Auch beherbergten weder das Haus noch die Nachbarschaft eine Katze, so daß der junge Mäusenachwuchs nicht einmal eine Abnung vom alten Erbfeinde hatte.

Eines Nachts — Mond schien in den engen hohen Hof, es war Mai, und in einem entfernten Garten sang hold eine Nachtigall — empfand die Königin des Mäusevolks Lust, ein wenig zu promenieren. Und sie machte sich mit einigen Hofdamen und den jüngsten Prinzessinnen auf, etwas Lenzluft zu atmen. Selbst der Hof war erfüllt mit dem süßen Geruch des Maimonats, der zur besonderen Beglückung der Promenierenden aber durchzogen war von allerlei kräftigen Essensgerüchen, die aus offenen Küchenfenstern quollen.

Da erschallt plötzlich ein klägliches Wimmern und Weinen, und nach dem ersten Schreck sich vorwagend, entdeckte die Königin in einem Treppenwinkel ein ganz junges, ausgesetztes Kätzchen, das nach Milch und Mutter und Geschwistern schrie. Die beherzte hohe Frau trat heran und liebkoste das hilflose Geschöpf, das in seiner zarten Jugend ebenso lieblich wie gefahrlos war, und überredete die zagende Begleitung, das arme Kätzchen mitzunehmen und am Leben zu erhalten. Die kleinen Prinzessinnen piepten begeistert, und so zog, schleppte und wälzte man die lebendige kleine Wollkugel in den heimischen Keller.

Panisches Entsetzen brach über das Mäusevolk, als plötzlich der Feind leibhaftig in das gesicherte Reich rollte, aber die gute Königin, die Stammutter des ganzen Geschlechts, sprach weise Worte von Nächstenliebe, Mäusepflicht gegenüber dem Schwachen; sie verkündete, daß diese Katze, von ihnen groß gezogen und in ihrem Geiste gebildet, hinausziehen und Frieden zwischen Katze und Maus verkünden könnte; daß ihnen in ihr die Prophetin ihres Daseinsrechtes und Kulturfaktors erstehen und eine Predigerin ewiger Verbrüderung erwachsen würde. Und sie erreichte, daß wirklich das gesamte Mäusevolk liebevoll um das Kätzchen sich bemühte und seine Wohlfahrt fast im Uebermaß förderte. Man schleppte ihr Speck und Sprotten herbei, Kuchen und Büchsen mit gedickter süßer Milch, deren Deckel man aufnagte, daß der köstlichste Rahm sanft in des Kätzchens rosiges Mäulchen floß. Man lehrte sie alle tiefgründige Weisheit des wunderbaren Mäusegehirns und stellte das Unwesen Mensch ins gehörige Licht. Und Freundschaft, Liebe und Vertrauen waren so grenzenlos, daß zum Beispiel die Königin mit ihren jeweiligen Neugeborenen immer zwischen den Beinen des Kätzchens zu schlafen pflegte, gedrückt an die sammetweiche Brust, in der das Herz gelassen und aufrichtig klopfte. Die Krallen waren eine noch nie sichtbar gewordene Waffe, und in den grünen Augen des schwarzen Tieres glomm kein Funken Bosheit oder Tücke. Von Blutdurst nicht zu reden.

Aber allmählich war aus dem Kätzchen eine große Katze geworden, das Kellerloch wurde ihrem schweifenden Wesen zu eng, und da hielt die Königin es für an der Zeit, sie in die Welt zu entlassen. Ihre Erziehung war nach weisen Plänen und Methoden vollendet, Liebe zu den Mäusen, eng verpflichtende Freundschaft und Dankbarkeit war ihr ins Herz gepflanzt; nun konnte sie hinausziehen in die gemeine Welt und als Apostel für die Mäuse werben. Und in einer stillen Abendstunde, als die Herbststerne durchbrachen und funkelten und die Waserlachen im Hofe zauberisch glitzerten, entließ die Königin, vom großen Staat umgeben, ihr Pflegekind. Sie sprach bewegt unvergeßliche Worte, Rührung überwältigte sie, indem sie sich an den weichen Hals der Katze hing, und zuletzt erhob sie, sich ermannend, noch eine Bitte.

„Wisse denn," sprach sie beschwörend, „mein geliebtes Kind, daß wir Mäuse eigentlich die beklagenswerte Beute deines Geschlechtes sind. Versprich mir, die Deinen über uns sachlich und warmherzig zu belehren. Versprich mir, nie eine Maus zu jagen und zu verspeisen —"

„Wie?" rief die entsetzte Katze. „Euch verspeisen?" Und sie bebte in Entrüstung.

„Ach", klagte die Königin, „es heißt, daß den Katzen das Mäusefleisch süß und köstlich mundet, daß unser Blut prickelnd heiß ihren Gaumen berauscht und unsere Knöchlein vor duftendem Marke quellen."

„Was?" Und die Katze krümmte den Rücken, und in ihren Tatzen zuckten ungeahnte wilde, herrliche Gelüste. „Dein Fleisch ist süß und köstlich, und deine Knochen quellen vor Mark . . ." In ihren Augen flammte ein furchtbares Licht, Zähne entblößten sich mörderisch, und Krallen schlugen in den Leib der weisen Königin, während ringsum Angstkreischen losbrach. Aber Knöchlein knackten, Blut floß, und das süße Mark quoll köstlich im Maul der belehrten Katze . . . .

Verantwortlich: H. Semmelmann Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 29 Samstag, 20. Juli 1929

Frauenlob

Skizze von Otto Anthes.

Der Kreuzgang am Dom zu Mainz war still und menschenleer. Der Strom der sommerlichen Reisenden war bereits in die Mainzer Gassen weggesickert, wo in den Gasthöfen das Mittagbrot ihrer wartete. Nur ein Paar, in mittlern Jahren beide, wandelte noch bedächtig von einem Schaustück zum anderen und machte vor der Grabplatte halt, von der die zahllosen Füße, die einst im Lauf der Jahrhunderte darüber hin geschritten sein mögen, Schrift und Schmuck vollkommen hinweggetreten haben, so daß nur noch das lochenumrahmte Haupt des mittelalterlichen Sängers, auch dies schon ein wenig verwischt, geisterhaft und wie aus weiter Ferne aus dem roten Sandstein herausschaute.

Der Mann las aus dem Führer vor: „Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, stand bei den Frauen seiner Zeit in höchstem Ansehen, weil sein Dichten nur ihrem Preise galt. Nachdem er am Andreasabend des Jahres 1318 in Mainz gestorben war, trugen Mainzer Frauen seine Leiche unter strömenden Tränen und lautem Wehklagen zum Dom und gossen Wein in solcher Menge auf sein Grab, daß er um die ganze Kirche herumfloß."

Die Frau schaute lange Zeit versonnen auf das feingeformte Gesicht des Dichters, das aus der Tiefe der Jahrhunderte herauf noch seligwehmütig zu lächeln schien. Und dann aufblickend sagte sie mit einem rätselvollen Lächeln: „Du hast niemals ein Gedicht auf mich gemacht."

„Aber liebes Kind", polterte er gutmütig, „ich kann doch gar nicht dichten."

„Das ist es ja eben", sagte sie spöttisch und wandte sich zum Gehen.

Dann saßen sie unter den kirchlich frommen Gewölben im „Heilig Geist", durch die nun der fröhliche Weltlärm der Speisenden hallte, und waren schweigsam.

Zehn Jahre Ehe! dachte er. Und sie waren nicht leicht. Mit einem winzigen Gehalt mußte man anfangen; dann kamen die Kinder, mit ihnen Sorge und Krankheit, einmal auch der Tod. Aber immerhin, über den schlimmsten Berg sind wir hinüber.

Zehn Jahre Ehe! dachte sie. Wie waren sie schwer und glanzlos! Jetzt, wo man zum ersten Male wieder heraus kommt, fühlt man erst, was man die ganze Zeit hindurch entbehrt hat.

Inzwischen kam das Mahl und mit ihm der Wein.

Solch eine Ehe, dachte er, braucht nach einer gewissen Zeit eine festliche Auffrischung, wenn sie nicht in Alltag und Mühe verkommen soll.

Er hielt ihr sein Glas entgegen: „Auf Dein Wohl, Lisa!"

Er scheint ihn gar nicht zu empfinden, dachte sie bitter, den grausamen Gegensatz zwischen dieser flüchtigen Ausspannung und dem endlosen Trott im Joch, der vorausging und wieder nachfolgen wird. Der Glückliche!

Nach dem Essen, als er sich seine Zigarre angezündet hatte, lehnte er sich behaglich auf den Tisch zu ihr hinüber.

„Ob er wohl verheiratet war?" schmunzelte er. „Dieser Frauenlob?"

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Warum meinst Du?"

„Weil nur ein verheirateter Mann die Frau so loben kann, wie sie gelobt zu werden verdient." Und als sie in leichtem Spott die Lippen kräuselte, setzte er schnell hinzu: „Es braucht ja nicht gerade in Versen zu sein."

Ihr war nicht durchaus behaglich zu Sinn. „Meinst Du nicht", fiel sie ihm ins Wort, „daß es Zeit wird, zum Schiff zu gehen?"

Der Dampfer war voll fröhlicher Menschen. Die beiden fanden aber noch einen schönen Platz auf dem Vorderdeck. Er rief den Kellner heran und bestellte eine Flasche Wein.

„Schon wieder Wein?" fragte sie fast erschrocken.

„Ach was!" lachte er. „Ich hab das karge Leben satt. Ich hab' in meinen jungen Jahren so manchen frohen Trunk getan und nun beinahe ganz vergessen, wie köstlich das Zeug schmeckt."

Um sie herum waltete laute Rheinlust. In ihrer Nähe quirlte um einen großen Tisch herum eine ganze Gesellschaft von Ausflüglern. Ein langer Bursch war darunter, dem eine Gitarre am bunten Bande vom Halse nieder hing und der sich mit Singen und Lachen und Schwatzen vor allen hervortat. Sämtlichen Frauen und Mädchen der Runde machte er auf eine übermütige Art den Hof, so daß sie ihn nicht aus den begeisterten Augen ließen.

„Auch eine Sorte Frauenlob", sagte der Mann. „Ich möchte ihn einmal nach zehn Jahren wiedersehen, wenn er Frau und Kinder hat."

„Pfui!" sagte die Frau leise.

„Nein, Lisa", beteuerte er, „Du mußt mich recht verstehen. Solch ein junger Mann ist immer ein mehr oder weniger schönes wildes Tier. Er schweift durch die Wüste und sucht, wen er verschlinge. Wenn er aber eingefangen ist — nicht böse sein, Lisa! Es ist nur wegen des Bildes — also wenn er eingefangen ist, dann erst zeigt es sich, ob er auch zu etwas anderem gut ist." — Mit breiter Gebärde über den Tisch hin fuhr er fort: „Es hat immer etwas erschütterndes, diese Umwandlung des Raubvogels in den braven Haushahn. Aber es muß wohl so sein. Und so ein Hahn auf seinem Hofe ist ja auch immer noch ein recht beachtliches Wesen."

Nun mußte sie, fast wider Willen, lachen.

Bei Rüdesheim fuhren sie in die Enge der Berge hinein, und damit ins eigentliche Wunderland des Rheins. Eine Burg zur linken Hand — Sooneck ist sie geheißen — fesselte ihn sonderlich durch die unsagbare Keckheit, mit der sie auf schier unbequemlichem Felsen errichtet ist. Er zog einen Bleistift hervor, zeichnete auf die Rückseite der Weinkarte eine Skizze und reichte sie ihr hin. „Früher", sagte er dazu, „hab' ich viel und gern gezeichnet, und nicht einmal schlecht."

„Warum hast Du das so ganz liegen lassen?" fragte sie.

„O, du lieber Himmel!" wiegte er den Kopf. „Wenn man Tag für Tag Ueberstunden machen muß, um das Haus aufrecht zu erhalten! Und dann, weiß Du", fügte er eifrig hinzu, indem er um den Tisch herum näher rückte, „es ist nicht einmal die Zeit, die einem fehlt. Aber die Gedanken, die Gedanken! Was vorher frech und lustig hin und wider lief, wie es wollte, das wird immer mehr auf Schienen gezwungen, damit es die vorgezeichnete Bahn innehalte. Ja, ja, eiserne Schienen sind das, auf denen so ein bißchen Geist zu laufen sich gewöhnen muß."

Sie legte leicht ihre Hand auf seine.

„Ich weiß", sagte sie leise.

„Sieh nur den Burschen!" flüsterte er.

Der lange Sänger mit der Gitarre am Halse hatte inzwischen Sang um Sang angestimmt. Jetzt stimmte er der neuesten Rheinschlager an. Jedes Jahr taucht ein neuer auf. Diesmal ging die Neuheit auf den Kehrreim: „. . . ich suche mir die eine, die schönste Frau vom Rheine."

Und wie er jedesmal sich in seiner Umgebung ein Widerspiel oder Opfer seiner kecken Laune aussuchte, so geriet der Sänger jetzt von ungefähr auf Frau Lisa. Er trat auf ein paar Schritte heran, und so vor ihr stehend und sie mit schwärmerischen Blicken bewerbend, sang er sie als die schönste Frau vom Rheine an. Sie wurde unter der allgemeinen Aufmerksamkeit rot wie ein kleines Mädchen und duckte den Kopf zur Seite, bis er sich zum nächsten Tisch wandte.

„Wie ist er frech!" flüsterte sie ihrem Manne zu.

Der aber legte den Arm um sie und sagte, „Ja, frech ist er wohl. Aber er hat recht."

„Wieso?" wollte sie sich auch gegen ihn wenden.

„Du bist wirklich bildhübsch", sagte er mit Entschiedenheit.

Da erschauerte sie in süßer Freude und murmelte selig: „Ach, Du dummer Kerl!"

Mittlerweile war das Schiff an Oberwesel vorbei getrieben und näherte sich der Loreley. Eine sachte Unruhe ging durch die ganze Reisegesellschaft; und als der gebuckelte Felsen sichtbar wurde, erklang es, zuerst zaghaft von einzelnen angestimmt, bald aber machtvoll von allen aufgenommen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin . . ."

Unser Ehepaar war nicht mit aufgestanden in der allgemeinen Bewegung. Es war ihnen, als ob sie jetzt sich nicht rühren dürften, um das nicht zu verscheuchen, was so schön und mächtig in ihnen auferstanden war. Und als nun das Lied über das Wasser hinschwebte zum dunklen Felsen, da legte Frau Lisa den Kopf auf den Tisch und weinte, lautlos.

„Ja um Himmelswillen", rief er, „was hast Du denn?"

Sie aber entgegnete: „Laß mich! Es tut so gut. Nachher wird mir ganz leicht sein."

Und ehe die Singenden sich wieder rückwärts wandten, hob sie auch den Kopf wieder, lächelte durch einen dünnen Tränenschleier und sagte: „So, nun ist es gut."

„Ja aber . . ." versuchte er zu ergründen.

„Nein", wehrte sie, „Du sollst nicht fragen. Aber Du kannst es mir in Zukunft öfter einmal sagen."

„Was denn?"

„Daß ich hübsch bin", sagte sie leise.

Am Abend sah der Gasthof in St. Goar, wo sie abgestiegen waren, ein ausgelassen glückliches Paar. Und als der Ehemann am andern Morgen mit seiner Zigarre am Rhein entlang spazierte, dachte er bei sich: Es war wirklich ein gescheiter Einfall von mir, diese Rheinreise. So viel habe ich jedenfalls dabei gelernt: Man braucht nicht gerade ein Dichter zu sein, aber man darf die Poesie nicht ganz aus seinem Leben entweichen lassen. So mühselig, wie das manchem erscheint, ist es gar nicht. Und eigentlich macht es einen Heidenspaß.

Wie Hansi den Himmel suchte

Skizze von Richard Blasius.

Die Mutter hatte soeben ein Märchen erzählt, wie Kleinpeter in den Himmel gekommen war. Aber Hansis Spannung hatte sich noch nicht gelockert.

„Kann denn niemand lebendig in den Himmel kommen?" fragte er.

„Wie schade."

Der Fünfjährige lugte während der nächsten Tage recht oft in die bleigraue Dunsthülle über sich, wenn er in dem verstaubten Vorgärtchen stand. Hansi verband zwar mit dem Begriff Himmel etwas sehr Hohes, das noch über den qualmenden Fabrikschornsteinen lag, aber Veilchenblau und Sonnenglanz waren ihm unbekannte Dinge. Ueber der großen Fabrikstadt lagerte fast immer ein grauer Nußschleier, unter dem die Arbeit Tag und Nacht ihr Lied in schwermütigem Rhythmus sang. Obgleich Hansi weit ab vom Lärmen und Toben der rauchgeschwärzten Werkstätten wohnte, vom strahlenden Leuchten, von ungetrübten Farben war auch er ausgeschlossen.

Da kam er zum ersten Male in seinem kurzen Erdendasein aus dem Bereiche des trüben Dunstschleiers. Sommerfrische im Heidedorf! Im seinen ganzen Kinderaugen stand fortwährend ein ungläubiges Staunen. Das galt jedem Dinge, das sich hier seinen Sinnen aufdrängte. Stundenlang konnte er am Torfteiche sitzen und den schneeweißen Gänsen zusehen, die

schnalzend auf dem Wasser schwimmen. Bisher hatte das Wort Gans nur die Erinnerung an knusprigen Weihnachtsbraten in ihm wachgerufen. Aber das hier war ja tausendmal schöner. Nicht anders ging es ihm mit den Hühnern und Ziegen im Stalle, mit den Tauben auf den Dächern und dem Entenheere auf dem Hofe.

Dazu der blaue Himmel und der strahlende Sonnenschein! Wenn er hinter der Scheune stand und über die weite Heidefläche schaute, sah er ganz deutlich, daß der Himmel dort drüben die Erde berührte. Dort also brauchten die Menschen nicht erst zu warten, bis sie tot waren, damit der Engel mit ihnen auffliegen konnte. Es war ihnen möglich, als Lebende in den Himmel zu steigen. Tag für Tag stand Hansi am Buchweizenacker und schaute mit kindlicher Sehnsucht in die Ferne, in der er Himmelstüren vermutete.

Eines Tages war er verschwunden. Vater und Mutter suchten in Haus und Hof, in Feld und Gehölz. Vergeblich. Des Heidebauern Kinder liefen fragend durch das ganze Dörflein. Aber keine Menschenseele wußte etwas über den Verbleib des kleinen Großstadtjungen zu sagen.

Hansi aber hatte heute seinen großen Glückstag. Die kurzen Beinchen stampften tapfer durch den heißen, weißen Sand des Heidewegs, den das goldgelbe Band blühenden Ginsters säumte. Auf der weiten Ebene lag ein schmacher, blauvioletter Schimmer, soweit das Auge sehen konnte. Der Herbst schickte sich bereits an, die Heide in ihr Festgewand zu kleiden. Aus hellgrünem Laub glänzten weiße Birkenstämme. Dunkles Kiefernbebüsch durchschnitt der weiche, sandige Pfad. Und über all dem strahlte die warme Sonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel. In ihrem Glanze schimmerten die Flügel der Bienen wie Seide. Hansi vergaß sein Ziel, setzte sich an den Straßenrand und lauschte dem Summen, dem Lied der Heide. Er wußte nicht, daß es die Melodie der Arbeit war, gesungen vom Millionenheer der fleißigen Honigsammler. Aber er dachte darüber nach, woher es stammen möge, und sagte sich, es müsse das Singen der Engelstimmen sein, das aus der Himmelsferne schalle.

Da dachte Hansi wieder an den Zweck seiner Wanderung. Er wollte ja drüben, wo die roten Ziegel einer Heidekate aufleuchteten, den Himmel finden, der dort die Erde berührte. Die kleinen Kinderfüße trippelten weiter und mahlten in dem weichen Sande. Der Weg wollte kein Ende nehmen, und die Beine wären sicher ermüdet, hätte nicht ein so hohes Ziel gewinkt. Hansi stampfte unverdrossen seines Weges.

Je näher er der roten Heidekate kam, desto mehr geriet allerdings sein Glaube ins Wanken, daß er die Himmelstüre dort finden könne; denn merkwürdigerweise rückte der Himmelsrand immer weiter hinaus, so daß Hansi ihm nicht näher kam. Der Kleine stand vor der Hütte mit den roten Ziegelwänden. Aber weit, weit vor ihm trug ein dunkles Kiefergehölz die blaue Himmelsglocke.

Hansi war dem Weinen nahe. Da fielen seine Blicke in die bunte Wildnis eines Blumengartens. Auf mannshohen Stengeln saßen rosenrote Malvenblüten. Noch höher hingen die goldenen Räder der Sonnenrosen. Zu ihren Füßen leuchtete ein buntes Blütenmeer, ein Farbenrausch. Roter Klatschmohn, getupfte Heidenelken, fleischfarbige Glockenheide. Die Pracht lockte das Kind näher. Die kleinen Patschhändchen klammerten sich am Zaun fest. Das Stumpfnäschen schob sich dazwischen.

Da schrak Hansi plötzlich zusammen. Auf einer Bank an der Hauswand saß ein alter Mann mit weißem Haar und Bart, im langen, weißen Mantel.

„Holla, wat will de Jong?“ rief der Alte, als er den Knirps am Zaune gewahrte, und stand langsam auf.

Hansi wäre am liebsten davon gelaufen. Aber da fiel ihm ein, daß hier doch wohl der Himmel sein müsse. Er ließ sich von dem Manne über den Zaun heben, ohne einen Laut von sich zu geben. Sein kleines Herz war voll strahlenden Glückes. Es hatte den Himmel gefunden.

Bald saß der kleine Flachskopf neben dem alten Weißbart und stand ihm furchtlos Rede und Antwort.

„So so, Slingel, na wart' man“, brummte der Alte, „sie werden Dich schon abholen.“

„O, ich will immer bei Dir bleiben“, jubelte Hansi.

Wie herrlich das doch war! Im Garten standen viele, viele Holzhäuschen, in denen die Immen wohnten. Das war ein ewiges Summen um die Fluglöcher. Und Hansi bekam dann eine Schnitte schwarzen Heidebrotes, dick mit goldgelbem, süßem Honig bestrichen.

Da rasselte draußen ein Fahrrad im Sande. Ein Gesicht schaute über den Zaun.

„Papa!“ jauchzte Hansi auf.

Der Vater blickte erstaunt in das Idyll des Heidegärtchens. Der alte Imker trat zu ihm und sagte vergnügt: „Also dat is Ihr Jong. Dunnerslag, hat eine ziemliche Wanderung auf seinen kurzen Beinchen gemacht.“

Als der Vater seinen kleinen Ausreißer lachend über den Zaun hob, deutete Hansi verstohlen auf den Alten und flüsterte vorwurfsvoll und warnend: „Papa, Du mußt nicht so laut lachen. Das ist doch der liebe Gott.“

Die kleine Uhr

Historische Skizze von Max Geißler.

Südsommerabend im Jahre 1905, Vormitternacht. Mit den Palmenwedeln am Hange des Posillip flüsterten die Sterne; denn der Wind war eingeschlafen auf dem blauen Bette des Golfs von Neapel. Durch die offenen Fenster der Villa auf dem Hügel kam der Duft von Zitronenblüten und Nelken. Die Gesellschaft — alte Damen und Herren der Aristokratie — paßte sich dem „Vieux style“ des Salons in vollendeter Weise an. Man sprach französisch — vielleicht, weil die eine der Damen, die Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war, diese Sprache liebte. Und jene Dame? Die Kaiserin Eugenie von Frankreich.

Man erzählte Ehegeschichten. Aus Kreisen der vornehmen Welt, aus vieler Herren Ländern. Gedämpft im Ton — nicht immer gedämpft in der Farbe. Auch dazu stand das alte Gold um glutende Wandgemälde ganz prachtvoll. Gerade schloß die Gräfin Collodi ihren Bericht über einen jener gelebten Filme . . . „Nun, so kam, was kommen mußte: Geisteskrankheit ist Scheidungsgrund!“ Ein paar Augenblicke der Stille flügelten durch den Raum. Währenddes sprühten in den Augen des Barons Mondiglioni Lichter auf. Man kannte das: Fackeln, die um einen geistreichen, meist aber sarkastischen Einfall leuchteten. „Seltsam“, knarrte der Baron.

„Seltsam?“

„Na ja — Verrücktheit ist doch in der Regel die Ursache der Ehe!“

Das Lachen der Runde, das diese geschliffenen Worte quittierte, war gedämpft im Ton — gedämpft in der Farbe war es nicht. Der Fächer in der Hand der Kaiserin faltete sich auf und zu, aber nicht in Erregung; denn der rasche Blick, den Eugenie dem Satiriker zuwarf, war eindeutig. „Bravo, Baron!“ sagte dieser Blick; und dann begann die Kaiserin zu sprechen. Die Korona schwieg gefesselt. Eugeniens Worte wurden blank und scharf, je mehr sie sich dem Kerne der Sache näherten. Ganz nebenläufig begann Madame: wie Ehen häufig ein Spiel des Zufalls seien, veranlaßt durch eine unvermutete Begegnung, die zwei Menschen für das Leben vereint . . . oder auch nicht. Madame hielt sich bei Einleitungen nicht auf; schon war sie in ihrer Geschichte:

„Hören Sie! Als ich jung war — es war in Toulouse — kannte ich ein Mädchen der spanischen Hocharistokratie. Es galt für schön und klug. Verliebte sich in einen Husarenleutnant — prachtvoller Mensch, aber arm. Auch das Mädchen war nicht reich. Alle Minen ließen die Eltern springen, ihre Tochter von dem Gedanken einer Heirat mit dem Offizier abzubringen. Doch, wie das so geht: die Jungen waren besessen von ihrer Liebe. Was tun? Flucht! Der Plan war fertig. An dunklem Herbstabende wartet auf einem Vorstadtplätzchen ein geschlossener Wagen. Wartet. Das Mädchen entwischt aus dem väterlichen Hause, eilt zu jenem Plätzchen, springt in das hutsame Vehikel und — wartet; denn von rechtswegen sollte ein Husarenleutnant in diesem Vehikel sitzen. Saß aber nicht! — Die Glocke der alten Kirche brummte die volle Stunde. Der Zeiger der Turmuhr, in Nacht gehüllt, schleicht durch Minuten mit der Mühseligkeit gequälter Stunden. Die Glocke vom Turm schlägt das nächste Viertel. Eine Gestalt gleitet an schwarzer Hauswand entlang — der Leutnant nicht. Dem Rosselenker auf dem Bock drückt der Halbschlaf den Kopf gegen die linke Achsel. Der Mann hört nicht, wie sich der Schlag seines Wagens auftut — von innen. Ahnt nicht die Bitterkeit des Leids, mit dem die Enttäuschte davoneilt, durch finstere Gassen — heim, heim! Der Spätwind trocknet ihr die nassen Augen, kühlt ihr die Lider. Daheim hat niemand die Abwesenheit bemerkt. In ihrem weißen Mädchenstübchen starrt sie in das Licht der Kerzen, horcht auf ihr stürmisches Herz. Da meldet der Diener nebenan den Besuch des Husarenleutnants. „Ungebeten? In dieser Stunde?“ Das Mädchen erscheint im Zimmer der Eltern. Ihre Lippen sind schmal, der Schmerz preßt sie zusammen. Ihr Gruß ist stumm, kalt. Der Rausch ist verflogen! Der Offizier findet keine andere Gelegenheit, ihr den Grund seines Ausbleibens zu erklären; denn er kann kein Wort mit ihr wechseln, mit ihr ganz allein! Er sieht die Uhr, die kleine Uhr, die ein Leben lang pünktlich ging — „und denken Sie: heute an diesem Abend versagt sie den Dienst. Ein paar Minuten vor einer wichtigen Entscheidung ist sie stehen geblieben, doch ich ahnte das nicht! Niedertracht der leblosen Dinge.“ Das Mädchen hört und hört nicht. Der Augenblick ist verstrichen; für sie ist alles zu Ende . . .“

„Auch Ihre Geschichte, Majestät?“

„Nein,“ fuhr Madame mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „Laune der kleinen Uhr: ich wurde die Kaiserin der Franzosen!“

Fahrt in die Unendlichkeit

Skizze von Wolfgang Federau.

Frank verzog keine Miene, er hatte nicht die Spur eines Willkommlächelns auf dem schmalen, bartlosen Antlitz, als Janita etwas außer Atem und übermütig, ein wenig kokett den Steg entlang getrippelt kam. Kaum, daß er die Hand flüchtig zur Mütze hob, um gleich darauf mit leise angedeuteter Geste auf die kleine Segeljacht zu zeigen, die wohl vertäut, aber fahrfertig, am Dalben auf- und niederschaukelte. Der schlanke Rumpf war frisch lackiert, glänzend weiß, mit einem einzigen schmalen Goldrande geziert. Huttens Wahlspruch „Dien einem!“ stand als Nomen am Bug, wo man sonst irgend einen Mädchen- oder Vogelnamen zu finden pflegte.

Mit einem hurtigen Griff seiner gebräunten Hände, die doch die perhaltene Kraft seines geschmeidigen Leibes zitternd verrieten, half er Janita in das Boot. Sie war etwas überrascht über den Ernst, der auf seiner Stirn lag. Seine Augen waren weit und grundlos, in den bedrohenden Farben eines aufgewühlten Meeres. Seine Lippen waren fast geschlossen, schmal und brennend rot in dem warmen Ton seiner durch viel Luft und Sonne gedunkelten Haut wie eine feine gerade Wunde. Etwas hilflos lächelte sie vom Bug her ihr Gegenüber der Wind über die Wasserfläche, letztes ungestümes Schaukeln in der Brandung — vom Steg her winkten weiß gekleidete Menschen. Nun wurden sie immer ferner, immer kleiner.

„Wenden“, rief Frank seiner Partnerin zu, ruhig, fast schroff. Sie bückte sich tief, die Nahe flog über sie hinweg, ein Ruck, ein Knattern und Klatschen des Segels, und als sie das Antlitz hob, war die Küste hinweg gehoben, irgendwo seitwärts verschwunden, und ihre dunklen großen Augen sahen nichts als die Unendlichkeit des Meeres und — ja und Frank. Der lag tief zurückgelehnt, den Arm auf dem Steuer ruhend, die Augen umherirrend zwischen der opalisierenden, grauen Unbegrenztheit des Wassers, dem wolkenübersteten Himmel und ihrem, Janitas, zarten, feinen Antlitz.

„Werden wir einigermaßen gutes Wetter behalten?“ fragte Janita und eine leise Zärtlichkeit wallte in ihr auf für diesen Mann dort drüben, den sie nun schon so lange, so gut kannte — oder doch zu kennen glaubte.

„Ich weiß es nicht“, gab Frank zurück, während er umständlich seine Zigarette in Brand setzte.

„Sie sind gar nicht liebenswürdig heute,“ schmollte Janita. „So wortkarg. Wenn man eine Dame zu einer Vergnügungsfahrt einlädt, hat man auch die Pflicht, sie zu unterhalten, ihr kleine Freundlichkeiten zu sagen. Sind Sie verstimmt, Frank?“

Ein plötzlicher, unerwarteter Windstoß enthob Frank der Antwort. Das Boot legte sich jäh auf die Seite, fast tauchte das Segel ins Wasser. Eine Welle schlug über das Deck, zerspritzte zu tausend feuchten, funkelnden Perlen. Janita klammerte sich fest, irgendwo. Es war nur einen Augenblick. Jetzt richtete sich das Schiff wieder auf, sein Rumpf zitterte wie der Leib eines edlen Rennpferdes, einmal noch und ein zweites Mal tauchte der Bugspriet tief ins Wasser, dann war alles vorbei, ruhig gehorchte es der lenkenden Hand seines Herrn. Janita hatte schreien wollen, da sah sie das unbewegte, kalte Gesicht Franks und sie schämte sich. Er flößte so viel Vertrauen ein, so viel Selbstbewußtsein sprach sich in seinen Zügen aus, daß alle Furcht aus ihrem Herzen entwich. Weit hinten verebbte die Dünung, die der Wind vor sich her stieß.

Aber da blickte Janita zum Himmel empor und sah, daß er einfarbig, grau, dunkel und tief über ihr hing. Nur im Westen stand ein breites, schwefelgelbes Band, drohend und unerklärlich; denn es konnte nicht von der untergehenden Sonne herrühren, die jetzt, um sechs Uhr, noch hoch über dem Horizont stehen mußte. Ihr Blick flog seitwärts, dorthin, wo die Küste, wo der Strand liegen mußte mit seinen bunten, frohen Menschen, seinen Hotels und hingeduckten Fischerhaken, der Musik, dem Spiel und dem Flirt. Aber sie sah nichts, alles lag versteckt, wie unter einem grauen, undurchsichtigen Schleier. Und schreckhaft wurde ihr plötzlich bewußt, daß sie allein war auf diesem weiten, unergründlich tiefen Meere, allein mit diesem Menschen, der so schön, der so ernst und so grauenhaft still war. Da kroch die Angst erneut zu ihr empor und ihre Schultern zuckten krampfhaft von unterdrücktem Weinen.

Janita wagte nicht mehr zu sprechen. Sie fror. Da stand Frank auf und legte ihr eine dicke, weißwollene, weiche und warme Jacke über die Schultern. Er tat es mit einer überaus sanften, fast zärtlichen Gebärde und betrachtete sie mit traurigen Augen. Janita fühlte wohl die scheue fürsorgliche Behutsamkeit seiner Berührung und dankte mit dem Versuch eines Lächelns, das er nicht zu erwidern bemüht war.

Während Frank langsam wieder seinen Platz zu dem inzwischen angebundenen Steuer einnahm, kam jählings ein ganz feines, gespenstisches Pfeifen über das Wasser und verfing sich wimmernd in dem Segel, um einige Sekunden später gleich dem Heulen einer Turbine anzuschwellen. Janita zitterte am ganzen Leibe, auch Frank wurde unruhig und blickte nach dem giftig-gelben Wolkenband im Westen. Im selben Augenblick stand der ganze Himmel in Glut und Flammen, ein breiter, weit verästelter Blitz stieß in das Herz des Meeres, und während der aufspringende Sturm unter den Keulen des Donners ächzte und tobte, begannen die Wasser sich aufzubäumen und zu kochen. Knirschend und schreiend bogen sich die dünnen Spanten des Schiffes unter dem Trommelfeuer der anstürmenden Wellen, und während das zerbrechliche Fahrzeug zwischen zwei gewaltigen Wasserbergen zu ertrinken drohte, warf sich Janita mit einem Angstschrei in die Arme des Mannes am Steuer. Frank fing sie auf und bettete sie am Boden des Fahrzeuges derart, daß ihr Kopf auf seinem Schoß lag. Ueber ihren Körper warf er eine feste geteerte Decke, von der das Wasser abfiel, ohne sie zu durchdringen. Sie sah gerade hinauf in seine Augen, die jetzt dunkel und mitleidig waren, und nur manchmal flog ein Blick über Boot, Meer und Himmel, während seine Hand das Steuer nicht los ließ.

Und indessen der Sturm zum Orkan anwuchs, die Wellen donnernd und wütend das Schiff hin- und herschleuderten, während das Segel schon nach wenigen Sekunden in Fetzen ins Weite, Unermeßliche trieb, begann Frank zu reden.

„Janita,“ sagte Frank und lächelte traumverloren„ „liebe kleine Janita. Weißt Du noch, wie wir als Kinder miteinander spielten? Sicher weißt Du es noch — obwohl es so unendlich lange her ist. Ich sah Dich im Geiste vor mir, wie Du damals aussahst, als Zwölfjährige, so hübsch, so fein, so zärtlich. Und Dein Gesicht war von makelloser Reinheit. Du warst fast schöner, als Du es heute bist. Alle haben Dich so bewundert, so geliebt. Ich am meisten, Und auch dieses weißt Du. Fast zehn Jahre ist es her, und fast so lange haben wir uns nicht gesehen. Ich habe dennoch nicht aufgehört, Dich zu lieben. Wenn Du je daran hättest zweifeln mögen, die zwei Monate, die uns der Zufall hier zusammen durchleben ließ, müssen Dich eines Besseren belehrt haben. Ich weiß wohl, daß auch Du mich liebst — ich weiß es trotz Deines Leugnens, trotz der häßlichen und schlimmen Worte, die Du mir zuweilen gabst. Ich weiß es, obwohl Du mich belächelst, mich vernachlässigst und Dich mit anderen Männern abgibst. Gewiß ist dies alles nur Maske, aber es ist eine häßliche Maske, und ich mag sie nicht. Janita, ich wollte Dich so gern wieder sehen, wie Du als Kind warst, so ehrlich, so rein und so schön. Sicher würdest Du versprechen, mich zu heiraten, wenn ich Dich jetzt darum bäte — denn Du liebst mich ja. Aber Du hast mir wehe getan in all diesen Wochen; und Du würdest mir wieder wehe tun. Janita, schöne Janita, warum sollen wir uns wehe tun, da wir uns doch lieben?“

Janita griff nach seiner Hand. Er streichelte sanft ihr vom Meerwasser durchnäßtes, dunkel gewordenes Blondhaar, ihr tränenfeuchtes Antlitz. Sein Gesicht war jetzt sehr blaß. Schmerz stand darin trotz des Lächelns auf seinen Lippen.

„Janita““, fing er wieder an und seine Stimme wurde dunkel, „da nun der Sturm uns vor sich herträgt, dieser Sturm, den ich ahnte, ohne von ihm zu wissen, ohne ihn zu fürchten, so erinnere ich mich eines Wunsches aus Deiner Jugend. Da sagtest Du, Du möchtest einmal ganz weit hinausfahren in die unbegrenzte Unendlichkeit, einmal losgelöst sein von der Erde und getragen werden, irgendwohin, in ein Dunkles, Unbekanntes. Ich glaube, Janita, es ist heute der Tag, da ich Dir Deinen Wunsch erfüllen kann. Wollen wir . . .?“

„Was, Frank?“ Ein dunkles Grauen schüttelte ihren Körper, aber dann sah sie Franks Haupt über dem ihren und fürchtete sich nicht mehr.

Er umfaßte mit einer großen Gebärde den ganzen Horizont. „Hinausgefahren ins Unendliche, ins Dunkle, ins Niegeschaute, Janita.“

„Ja, Frank,“ hauchte sie und wußte nun, daß es ans Sterben ging.

Ein jäher Anspruch des Sturmes zerschmetterte den Mast, im selben Augenblick brach das Steuer unter dem Anprall einer wilden Woge. Das Wasser stieg bereits bis zur Schulter des halb liegenden Mädchens. Vollkommen hilflos, der Pflicht zum Gehorsam entbunden, taumelte das Schiff auf dem Kamm der Wellen, um in regelmäßigen Zwischenräumen in den grünen Abgrund eines Tales zu versinken, das es im nächsten Augenblick erbittert emporschleuderte.

Frank umschlang Janita mit beiden Armen und zog sie sanft zu sich empor. Tief sahen sie einander in die Augen. — „Du bist schön, Janita, wieder so schön wie Du als Kind warst“, sagte er.

„Du auch, Frank,“ sagte das Mädchen.

Und während sich ihre Lippen vereinten, glitten sie lächelnd hinaus in die Unendlichkeit . .

Eine helle Nacht

Skizze von Baleska Cusig.

In silbernem, glasklarem Schein lag der Sendlerhof in die Halde gebettet. Es war die Zeit der hellen Nächte. Licht floß in Strömen hernieder, rieselte wie unhörbare Flut durch den Weltenraum, gleißte und geisterte über die Weiden und fruchtschweren Felder.

Jürgen Sendler schritt durch diese seltsame Nacht, von fremdem Staunen erfüllt. So hatte er die Erde noch nie geschaut wie heut. — Ja, wenn er vom Markt in der Kreisstadt, aus lustigem Freundeskreis, von Zechgelagen, des Weines voll, sich nach Hause begab, — dann war ihm diese strahlende Helle unangenehm aufgefallen; sie beleuchtete zu grell die fast körperlich neben ihm herschreitende Reue ob seines Lebenswandels.

Aber heut! Heut, wo er nicht vom Wirtshaus, sondern vom Krankenbett der Gattin in diese Helle hineinschritt — heute sah er sie anders. Er hatte es drinnen nicht mehr ausgehalten. War das der Todeskampf? Gesine litt unsäglich. Der Arzt, die Schwester bemühten sich um sie. Sie gaben Hoffnung. Hoffnung? Er lächelte bitter. Was er für Gesine in diesen letzten Momenten gefühlt, war nicht Hoffnung auf Genesung gewesen. Das Siechtum, in das die Gattin gefallen, war peinigend — für sie, für ihn, das Kind, das Gesinde, den ganzen Hof. So hatte ihn oft die Frage gequält, ob der Tod nicht als Erlösung kommen würde.

Er stand an der Grenze des Gartens, stützte sich mit den Armen auf den Zaun und schaute über die Weiden, auf denen buntbefleckte Rinder friedlich ruhten. Er sah am fernen Horizont eine vom Blitz verbrannte Eiche. Nur ein Ast noch, ein dürrer Ast, ragte seitwärts in die Weite, schien, eine mmächtigen Finger gleich, auf einen Punkt zu weisen — es war sein Herz, auf das er deutete, und in diesem flimmernden Licht schien er sich zu nähern und etwas in diesem Herzen aufzureißen. —

Was war das in dieser Nacht? Das Licht zeigte ihm Bilder — wie im Film zogen sie an ihm vorüber, rollte sich sein Leben der letzten Jahre vor seinem geistigen Auge ab.

Er hatte auf einem Kirchgang die Gesine gesehen und sich in ihren hohen, schlanken Wuchs ihr schelmisches Gesicht verliebt. Daß sie die Tochter des reichsten Hofbesitzers der Gegend war, schadete ihr in seinen Augen nichts. Er warb um sie und wurde nicht abgewiesen. Man wunderte sich in der Nachbarschaft darüber, daß der schlau rechnende Steiner die Tochter dem Besitzer des stark verschuldeten Sendlerhofes gab. — Die Hochzeit wurde mit großem Prunk gefeiert, und das junge Paar war von heißem Glück erfüllt. Zwar mußte Sendler eine Enttäuschung hinnehmen — von einer Mitgift war nicht die Rede gewesen, und er hielt sich zurück, um in Gesine nicht den Verdacht zu wecken, daß er sie um des Geldes willen gefreit. Er arbeitete fleißig, ebenso Gesine Der Hof war in bester Ordnung, Ställe und Scheunen waren gefüllt. Die Zinsen wurden aufgebracht. Da trat Mißwuchs ein, eine Seuche fraß in der Rinderherde, eine Hypothek wurde gekündigt. Niemals kehrt ein Unglück allein bei den Menschen ein. Nun entschloß sich Jürgen, Gesine zu überreden, den Vater um Hilfe zu bitten. Sofort erklärte sie sich dazu bereit. Aber Steiner war ein Prahler gewesen. Er stand vor dem Bankrott, hatte Boden und Haus schon verpfändet. Gesine kam sich wie eine Schuldige vor, es schien ihr, als ob der Gatte kälter gegen sie würde, ihr die Schuld an des Vaters Zusammenbruch aufbürdete. Vergeblich versuchte sie sich gegen Mißtrauen zu wappnen — es wuchs und rüttelte an ihrem Eheglück. Auch die Geburt des kleinen Jürgen konnte die Kälte nicht mehr bannen, die immer mehr zwischen den Ehegatten einriß. Gesine suchte so viel wie möglich einen Zusammenbruch aufzuhalten. Sie entließ zwei Mägde und arbeitete mit einer weit über ihre Kräfte. Jürgen verhärtete sich und übersah ihre unerhörten Anstrengungen. Ihre Schultern aber waren der Last nicht gewachsen, ihre Seele nicht den Gram, der sich nicht nur wegen der mißlichen Lage über sie gesenkt hatte. Viel mehr riß an ihr die Abkehr des Gatten als die Sorge um Geld und Gut. Jetzt, in dieser unwirklichen Nacht kam es ihm zum Bewußtsein, wie schwer sie getragen. Wenn er glaubte sein Gleichgewicht im Freundeskreise zu finden, Mißmut, Sorgen ertränken zu müssen — dann hatte sie gearbeitet, gedarbt, sich müde gegrämt. Einmal, als er des Nachts von einem Gelage heimkam, hatte er sie, über Rechnungen gebeugt, gefunden, die Augen voll Tränen. Es hatte ihm wohl einen Stich ins Herz gegeben, aber das bessere Gefühl hatte er unterdrückt. Er hatte sie angeherrscht, weshalb sie sich nutzloser Arbeit hingebe. Da hatte ihn ein Blick aus ihren einst so fröhlichen Augen getroffen, ein Blick — der hatte im tiefsten Innern gewirkt und vollendete heute seine Arbeit, jetzt, in dieser glasharten Nacht, in dem unerbittlichen Licht. —

Furchtbar war die Anklage, die in ihm aufstieg! Als er keinen Ausweg aus diesem Siechtum, das sie befallen, sah, da hatte er begonnen, mit ihrem Tode zu rechnen, zu glauben, befreit zu sein, wenn sie ginge. Und wußte nun, daß er ohne sie ein gebrochener Mann war. Da stand jetzt in der Haustür, auf der ersten Stufe, eine kleine Gestalt, schlank und schmal in dem geheimnisvollen Licht. Sein Knabe im Nachtgewand. Er hatte sich aus seinem Bettchen gestohlen, von niemandem betreut. Die Mutter lag im Todeskampf, das Gesinde vernachlässigte ihn, da das Auge der Herrin nicht wachte. Wie öde würde das Leben des mutterlosen Knaben werden! Ein Schnitt ging durch Jürgens Herz. Wenn er Gesine in ein Heilbad geschickt hätte, anstatt zu spielen und zu zechen! Würde dieser Knabe nicht einmal anklagend vor ihm stehen, sagen: „Gib mir meine Mutter wieder!“ Schnellen Schrittes ging er auf das Kind zu, das sich ihm weinend in die Arme warf. „Mutti!“ rief es, „Mutti!“ Jürgen preßte den Knaben an sich und trug ihn in das Haus. Hier rief er nach der Magd, die schuldbewußt herbeieilte. Keiner hatte heute Ruhe gefunden. Jürgen wandte sich wieder dem Garten zu. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Es war der Arzt. Sendler zuckte zusammen. Würde er nun das Letzte hören?

„Sie ist gerettet, Sendler,“ sagte die ruhige Stimme des Arztes. Wie ein Traum, als etwas Unmögliches vernahm Jürgen die Botschaft. Wie vorhin in Reue und Schmerz klopften jetzt alle Pulse in Hochspannung. „Wirklich, Doktor?“ vermochte er nur zu fragen.

„Wirklich, mein Freund,“ sprach die ernste, ruhige Stimme weiter. „Aber eins muß ich Ihnen sagen. In dieser seltsamen Nacht sind

Auf der Hirtenflöte

Am Hügel liegend lange Sommerstunden,
umwogt von reifer Aehrenwogen Gold,
verträumt den roten Mohn zum Strauß gebunden,
wie klang das Herdenglöcklein weich und hold!
Nun, da sich schon die Schatten tiefer neigen
sinnt hin der Blick ins feierliche Schweigen:

O, Wunderland der schimmernd hellen Weiten,
du Reich der Wolkenburgen, duftumlaut;
die Märchenprinzen meiner Träume reiten
bei sanfter Abendglocken Silberlaut
dahin zu Dir auf Regenbogenbrücken,
im Festgewand auf weißer Zelter Rücken.

Bruno Kremling.